

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Ins Leben! [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Erste Fortsetzung).

Drittes Kapitel.

Vor Sonnenaufgang war ein Sprühregen niedergegangen. Doch als Hans im schwarzen Anzug sich auf den Weg ins Lyceum begab, hatte die Sonne die Straßen längst wieder getrocknet.

Um die nämliche Stunde zog ein stattlicher junger Mann die Thürglocke am Gitter vor Grolls Haus. Die Magd kam und öffnete.

„Ist Herr Professor Groll vielleicht zu sprechen?“

Das Mädchen zauderte.

„Ach bitte, tragen Sie ihm doch meine Karte hinein, ich bin nur auf kurze Zeit hier.“

Der Besucher reichte der Magd, die die Hand hastig an der Schürze abgewischt hatte, die Visitenkarte. Hinter ihm schloß sich das Gitterthor und während er verwundert die freundliche Parkwildnis betrachtete, gieng das Mädchen in das Haus. Und wenige Minuten später stürzte Professor Groll im alten, abgenutzten Arbeitsröcklein aus der Thür und eilte auf den Fremden zu.

„Was, der tausend, ist es denn möglich. Sie sind Konrad Salzmann. Na, Sie hätte ich aber nicht wiedererkannt.“

Und er schüttelte dem hochgewachsenen Manne, der den kleinen beleibten Herrn um nahezu Haupteslänge überragte, beide Hände. Als sie dann ins Haus getreten waren und in dem Studierzimmer des Professors Platz genommen hatten, rückte Groll noch einmal die Augengläser zurecht, um den Gast genauer zu betrachten.

„Weiß Gott, Sie sind's. Nun erkenne ich Ihre

Gesichtszüge trotz des krausen, blonden Bartes. Und die Schmarre da auf der Stirn. Auf Mensur gestanden?“

„Nein, nein,“ erwiderte der junge Mann lachend, „dazu hatte ich weder Zeit noch Lust. Sehen Sie nur, der Schmiß stammt vom Tödi, wo ich letzten Frühling beim Abstieg über Neuschnee zu Fall kam.“

„Alle Wetter, das laß' ich gelten. Sie sind wohl vollständig akklimatisiert in der schönen Schweiz. Mir hat's nie weiter gereicht, als bis auf den Rigi, mit einem Retourbillet, via Zürich nämlich, wo ich entfernte Verwandte wohnen habe. Und dann, gesehen hab' ich natürlich nichts. Die Kleine behauptete zwar, sie habe ein halbes Duzend Seen und dreißig Ortschaften gezählt. — Aber wie geht's Ihnen denn?“ unterbrach er sich und klopfte dem lächelnden Zuhörer auf das Knie.

„Ich danke der Nachfrage, Herr Professor. Das Poly, soll heißen Polytechnikum und ein Jahr Praxis liegen hinter mir. Ich hoffe binnen kurzem in einer großen Zürcher Maschinenwerkstätte als Ingenieur angestellt zu werden.“

„Also haben Sie's ja erreicht. Sehen Sie, es war doch gut, daß sie damals unserm ehrbaren Lyceum den Rücken wandten und sich par force für das Polytechnikum vorbereiteten.“

„Und das dank' ich Ihrem Rat, lieber Herr Professor.“

„Aber ich bitte Sie, das lag doch auf der Hand. Ach damals — damals hatte ich noch meinen täglichen Dienst, meinen Beruf.“ Groll seufzte und lehnte sich müd in den Stuhl zurück. Aber schnell richtete er sich wieder auf.

„Nun ja, die Augen. Die Bengel trieben ja schließlich, was sie wollten.“

Der Besucher hatte seine Augen teilnahmvoll auf dem alten Lehrer ruhen lassen, dann blickte er sich, um ihm Zeit zu geben, in dem freundlich eingerichteten Zimmer um. Ueber dem Schreibtisch hing ein Bild in Del, die verstorbene Gattin Grolls darstellend. Es war schlecht gemalt, aber dennoch erkennbar als das Porträt einer zarten, stillen Frau mit stillen Gefühlen. Und auf dem Schreibtisch stand in einem Rahmen eine größere Photographie, vortrefflich ausgeführt, augenscheinlich noch ganz neu.

Salzmanns Augen blieben darauf haften. Es war das Brustbild eines jungen Mädchens. Die Augen des Delgemäldes, aber umblüht von dem Reiz der Jugend und ein träumerisches Lächeln um den Mund. Der junge Mann hatte sich vorgebeugt und vergaß über dem Bilde seinen Gastgeber.

Der Professor blickte auf und gewährte den Gegenstand seiner Bewunderung.

„Ja, sehen Sie sie nur an“ — der Ingenieur geriet einen Augenblick in Verwirrung — „es ist mein Töchterchen. Sie werden sich der Kleinen kaum noch erinnern. Sie ist groß geworden, ein ganzes Fräulein.“

Konrad Salzmann erinnerte sich ihrer in der That nicht. Er suchte vergebens nach einer höflichen Berichtigung. Endlich sagte er:

„Man sieht ordentlich den ganzen wilden Garten um sie her, mit den Farben des Frühlings geschmückt.“

Er wußte kaum, daß er seine Gedanken in Worte gesetzt hatte. Es war ihm nur so plötzlich in den Sinn gekommen, daß der Park, das Gitterthor, daß das alles nur da sei, um des Mädchens willen.

„Nun schwärmen auch Sie von meinem sogenannten Park. Ich hielt das für ein Privileg des poetischen Lienhart.“

„Lienhart?“ Konrad klammerte sich an den Namen, um seine Verwirrung zu verbergen.

„Sie kennen doch den Hans Lienhart noch? Er war doch damals ihr erster Schüler.“

„Ach der, und die Nachhülfestunden in der Mathematik! Ich erinnere mich natürlich seiner. Er hatte sich an mich angeschlossen; wohl weil er merkte, daß ich ihm freund war. Was macht er denn?“

„Er wird wohl gerade jetzt auf der Mensur stehen. Ich meine“ — fuhr Groll lachend fort, als Konrad überrascht den Kopf hob — „mit dem Oberschulrat als Unparteiischem.“

„Examen, Abiturient?“

„Heute ist die mündliche Prüfung.“

„Und Sie glauben, daß er besteht?“

„Ich zweifle nicht daran. Freilich die Mathematik ist sein wunder Punkt geblieben.“

„Und die poetische Ader?“ fragte Konrad, während ein Lächeln seinen Mund umspielte.

„Ja, die ist wohl sehr ernsthaft zu nehmen, lieber Freund. Nicht nur ist eine poetische Begabung unzweifelhaft vorhanden, sondern das Temperament und Wesen Lienharts ist ausgesprochen das eines sensitiven, künstlerisch veranlagten Menschen, und ich bin überzeugt, daß seine ganze Lebensauffassung von dieser poetischen Ader abhängig ist.“

Konrads Augen waren während der letzten Worte Grolls wieder zu Verenas Bildnis zurückgekehrt. Einen Augenblick herrschte Schweigen unter ihnen, dann erhob sich Salzmann, indem er dem Professor die Hand bot.

„Verzeihen Sie mir, verehrtester Herr Professor, daß ich in Ihr Idyll eingebrochen bin. Aber seit fünf Jahren zum ersten Mal wieder in der Vaterstadt, — Sie wissen, meine Eltern sind nach Frankreich übersiedelt — trieb es mich an, Ihnen meine Aufwartung zu machen.“

„Es war sehr lieb von Ihnen, ich habe mich wieder einmal gefreut einen jungen Mann zu sehen, der auf eigenen Füßen steht. Und wenn Sie heute oder morgen noch ein Stündchen Zeit haben —“

„Ich möchte wohl“, unterbrach ihn Konrad hastig und sein Blick flüchtete zu dem Bild hinüber, „aber ich reise bereits heute Nachmittag weiter nach Straßburg, wo man mich erwartet.“

„Da bleibt mir freilich nur übrig, Ihnen glückliche Reise nach Straßburg und in die Zukunft zu wünschen.“

Herzlich schüttelte der Professor die starke Hand des jungen Mannes, der noch eine Weile zögerte, dann aber entschlossen sich verabschiedete.

Professor Groll begleitete den Besucher bis an das Thor. Auch auf dem Wege von der Hauschwelle bis zur Straße zögerte Konrad. Da, im letzten Augenblick, als Groll bereits die Thür hinter ihm geschlossen hatte, fragte er:

„Und Ihr Fräulein Tochter, es wäre mir eine große Ehre, Freude“ verbesserte er und stockte.

„Verena ist ausgegangen, leider“, erwiderte der Professor, „sie war nicht im Haus zu halten heute. Ein Besuch bei einer Freundin, wie sie sagte.“

Salzmann wußte nichts zu entgegnen. Aber er gieng mißmutig von der Schwelle. Noch zwei-, dreimal wandte er den Kopf und sah zu dem Gewirr von Linden und Tannen und Kastanienbäumen zurück, die üppiggrün inmitten der sich entfärbenden Nebel standen. Er nahm eine neue Erinnerung mit aus dem Hause des alten Lehrers, und die hieß mit Namen Verena. Aber je weiter er sich von dem Garten entfernte, desto wünsch-

lofer dachte er an das schöne Bild zurück, und als er über den Lindenwall gieng, bemühte er sich schon an etwas anderes zu denken. Aber er mußte sich wirklich rechte Mühe geben. Und da bot ihm das Lyceum, an dem er gerade vorüberkam, willkommene Gelegenheit. Dort war die Reifeprüfung im Gange und Hans Lienhart, sein einstiger Schüler, im Feuer.

Das Gebäude lag still, wie verlassen, aber es war Konrad, als berge diese Stille etwas Feierliches, Hochnotpeinliches. Vor dem Gitter des großen Hofes, der unmittelbar an den Wall stieß, schritt ein hagerer, älterer Herr auf und nieder, zuweilen stehen bleibend und geraume Weile in das Innere des Hofes spähend.

Salzmann kam der alte Herr bekannt vor. Und plötzlich sah er im Geiste das Häuschen am Bach, in dem er einst dem blassen Hans Stunden gegeben hatte. Dort hatte er den alten Herrn gesehen und kennen gelernt: es war Herr Lienhart.

Er war es. Erwartungsvoll versäumte er vor dem Lyceum die Morgenstunden. Um elf Uhr waren die Abiturienten einige Minuten sichtbar gewesen. Atemschöpfend ergiengen sie sich im Hofe. Lienhart hatte Hans gefragt, wie es stände. Und der Sohn hatte geantwortet:

„Religion, Mathematik und Physik sind vorüber. Aber jetzt kommen die Sprachen, da muß ich's wett machen. Und dann Geschichte und Geographie.“

Bald darauf erschien ein Lehrer und rief die jungen Leute wieder ins Treffen.

Lienhart war der Antwort seines Sohnes nicht recht froh geworden und je weiter der Zeiger auf der Uhr über dem Mittelbau rückte, desto ungeduldiger schritt er auf und ab und desto höher stiegen seine Befürchtungen.

Da trat Konrad Salzmann auf ihn zu.

„Um Verzeihung, Herr Lienhart. Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern: Konrad Salzmann, als Primaner einst der Präzeptor ihres Sohnes.“

Lienhart suchte eine Weile in seinem Gedächtnis, dann erhellten sich seine Züge und er streckte dem jungen Manne die Hand hin.

„O, jetzt erinnere ich mich, Herr Salzmann — oder wie darf ich Sie sonst nennen?“

„Schlicht weg bei meinem Vatersnamen. Ich bin Ingenieur, aber ich führe den Titel nicht als Kokarde.“

„Wer nur auch schon so weit wäre!“ seufzte Lienhart und deutete auf das Schulgebäude.

„Ei, Hans wird das schon machen, Herr Lienhart; wie Herr Professor Groll erzählte, ist daran nicht zu zweifeln.“

„Wirklich!“ Lienhart atmete auf. Dann fuhr er ruhiger fort:

„Sie haben den Professor gesprochen?“

„Er ist alt geworden.“ Es trat Konrad unwillkürlich über die Lippen.

„Sie haben recht, die gewohnte Thätigkeit mangelt ihm.“

Da kam Konrad mit der Erinnerung an das Haus im Garten ein glücklicher Einfall.

„Aber er hat ja seine Tochter,“ erwiderte er hastig, froh von dem Urbild reden zu dürfen.

„Seine Tochter,“ wiederholte Lienhart unbewußt. Seine Gedanken weilten wieder bei seinem Sohne. Doch bald darauf fuhr er lebhaft fort, indem er zur gleichen Zeit den Hut zog.

„Da kommt Berena.“

Es war Berena, die soeben um die Ecke des Walles biegend, an den beiden Herren vorübergieng. Die Sonnenlichter, die durch das Gezweig der Linden fielen, huschten über ihr rosiges Antlitz und als Lienhart und gleich ihm Salzmann grüßte, da flog mit dem Sonnenlicht eine helle Röte über ihre Wangen. Das Herz klopfte ihr, es war ihr, als müßte Herr Lienhart erraten, daß sie nur seines Sohnes wegen den Weg über den Wall und an dem Lyceum vorbei genommen hatte.

Lienhart aber dachte nicht daran; er war mit seinen Gedanken nun erst recht zu der Prüfung abgeirrt, die sicherlich dem Ende entgegengienge.

Sein Begleiter aber war vollends verstummt. Er hatte das Bild aus dem Rahmen treten und lebendig werden sehen. Und der ganze Garten mit seiner unberührten Natur war mit ihr lebendig geworden, als er sie so unter den Linden daher kommen sah. Seine Augen hatten sie umfassen und festgehalten.

Und während Lienhart und Konrad nun selbender auf den Ausgang der Prüfung warteten, mit einander immer wieder die kurze Strecke vor dem Schulhofe abwandeln, sprachen sie kein Wort mehr, wie Leute, die täglich einander sehen.

Da — schon hatte es ein Uhr geschlagen — wurden die Fenster geöffnet im Erdgeschoß des Lyceums, geschäftige Menschen eilten vorüber und jetzt traten die Examinanden auf den Hof.

Lienhart war stehen geblieben. Er sah einen alten, graubärtigen Herrn auf Hans zugehen, sah wie er ihm auf die Achsel klopfte und ihm dann die Hand schüttelte.

Bis dicht an das Gitter trat der Vater und da vermochte sein Ohr — oder war es das Auge — die letzten Worte zu erhaschen:

„Lassen Sie sich's gut gehen im Leben!“

„Bestanden“, stieß er hervor und in seinen Zügen arbeitete die Erregung.

Konrad fuhr aus unklaren Sinnen auf, dann faßte

er sich und als er den Jüngling, schmal und blaß, im schwarzen Rock über den Hof eilen und die Pforte aufreißend dem Vater schier in die Arme laufen sah, da quoll auch ihm ein herzliches Gefühl im Innern auf und bewegt reichte er Hans die Hand:

„Ich gratuliere dir, Hans. Nun bist du durch.“

Hans sah erstaunt auf den Fremden. Lienhart aber sprach lächelnd, mit noch zitternder Stimme:

„Ja, sieh ihn dir nur an. Er ist's nicht schuld, wenn du heute in der Mathematik schlecht abgeschnitten hast.“

Und als Hans noch zögerte, rief Konrad lachend:

„Kennst du den Selli wirklich nicht mehr!“

„Salzmann, du bist's, Sie sind's?“

Und wiederum empfand Konrad stärker als gewöhnlich bei der vertraulichen Anrede, und er antwortete:

„Laß es nur bei dem Du, Hans, glücklicher Mulus.“

Sie reichten sich die Hand.

Bald darauf verabschiedete sich Salzmann und gieng ein Mittagbrot und dann den Zug aufzusuchen, der ihn nach Straßburg führen sollte.

„Vielleicht sehen wir uns in Zürich wieder,“ war sein letztes Wort gewesen, und Lienhart hatte es einen Augenblick erwogen. Hans aber hatte geantwortet:

„Ich gehe nach München, nicht wahr, Vater?“

Da erwiderte Lienhart:

„Wir wollen mit Professor Groll darüber sprechen.“

Und dieses Wort erinnerte Hans und Konrad an Verena und beide dachten an das Mädchen, der eine auf der Reise nach Straßburg, der andere auf dem Wege zu der Mutter.

Viertes Kapitel.

Ein kalter, grauer Spätherbsttag nahte dem Ende. Der scharfe Wind, der durch die Straßen der bairischen Hauptstadt strich, trieb einen mit Schnee vermischten Regen vor sich her, der wie Sand an die Scheiben schlug.

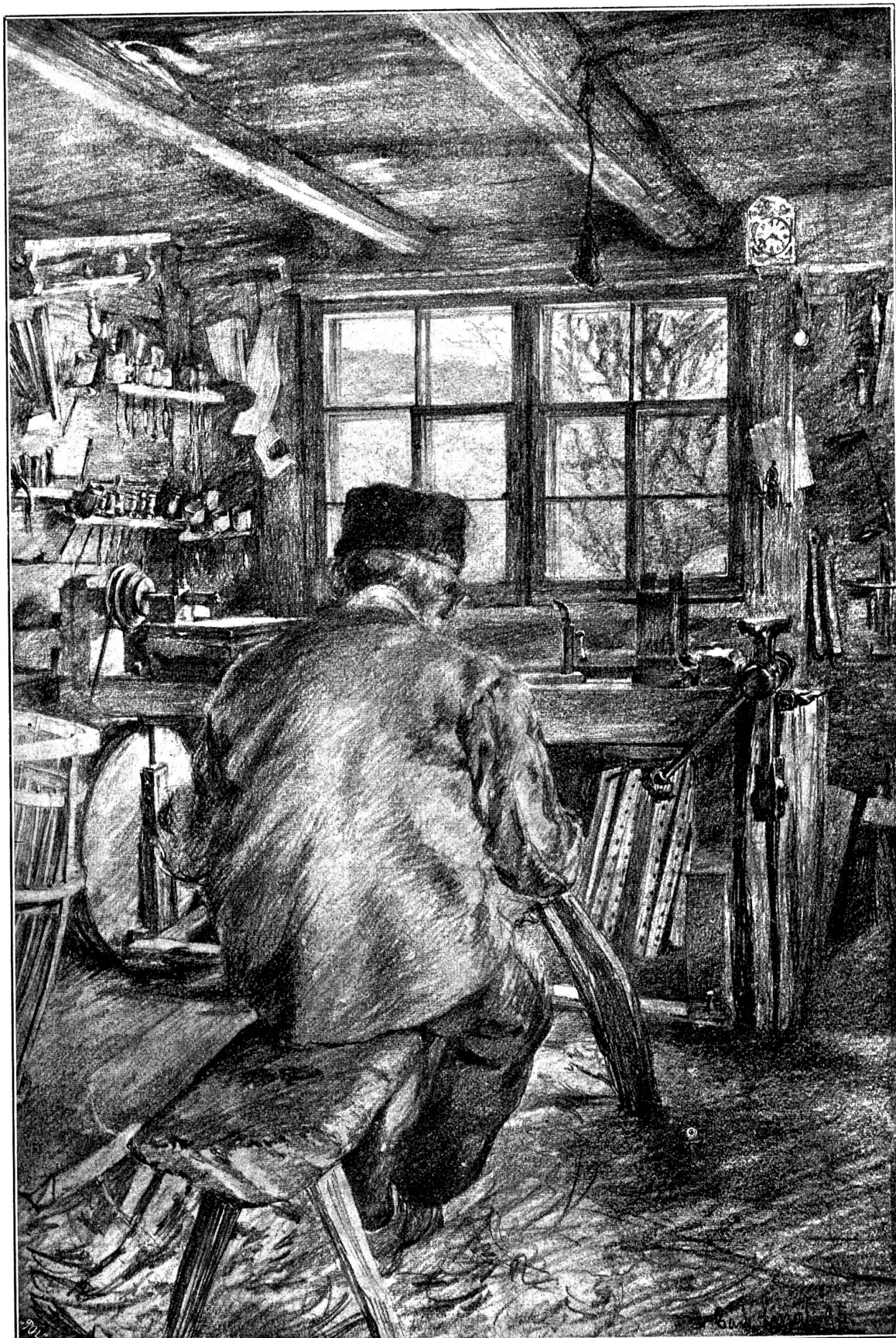
Hans hatte die Lampe angezündet. Da klopfte es. Die Hausfrau trat ein und wünschte guten Abend; sie hielt einen feuchten Brief mit der Schürze gefaßt. „Ich bitt' auch, Herr Lienhart, ein Brief von daheim.“ Hans griff hastig nach dem Schreiben. Dann wartete er, bis die Frau sich entfernt hatte und öffnete den Umschlag. Seine Mutter war's, die ihm schrieb. Tief neigte er den Kopf über den Briefbogen, um die unruhigen, zarten Schriftzeichen zu lesen. Es war still in dem kleinen Zimmer, nur das Feuer im Ofen und der Regen an den Scheiben vernehmbar. Frau Charlotte schrieb:

Kolmar, 29. November.

Lieber Hans!

Ich bin wirklich recht allein, seit du fort bist von Hause. Siehst du, nun schreibe ich das schon wieder,

aber es ist immer mein erster Gedanke, wenn ich einen Brief an dich anfangen. Daß es so rauh ist in München, hat mich sehr in Angst gebracht. Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn du eine andere Stadt gewählt hättest. Du schreibst nicht, ob du gesund bist und ich habe immer so das Gefühl, als ob es dir nicht so gienge, wie es soll. Bitte, Bitte, lieber Bub, schreib mir, damit ich beruhigt bin. Versäume nicht zum Arzt zu gehen, ehe es zu spät ist. Du hast bis jetzt noch kein Jahr ohne ihn sein können. Die schönen Gedichte und Geschichten, die du dem Vater geschickt hast, habe ich auch gelesen. Du weißt ja, daß ich alles schön finde, was du gemacht hast, aber es sind immer so sehr ernste Sachen. Ich muß immer weinen, weil ich meine, daß du traurig bist, weil du so trübes dachtest und erzählst. Das ist gewiß thöricht von mir, aber ich habe dich ja so lieb. Gestern war auch Verena hier und hat gefragt, wie es dir geht. Du habest ihrem Vater einen Brief geschrieben, aber es stände nichts darin, was sie angehe. Das arme Kind hat ganz rote Augen, weil sie doch jetzt übers Jahr ausziehen müssen. Baron Büßang in Paris, dem das Haus gehört, hat dem Professor aufgekündigt. Es soll alles niedergeschlagen werden in dem schönen alten Park. Groll ist überhaupt nicht mehr recht gesund. Vater meint, er gehe zu wenig spazieren. Er hat immer Herzklopfen, wenn er ausgeht. Und dann will er auch das Kind nicht so allein zu Hause lassen. Umgang hat sie ja fast gar keinen. Ihre Freundinnen sind alle in der Pension in Frankreich oder in der Schweiz. Als ich neulich mit Vater draußen war, sagte ich auch zu Herrn Groll: Sie müssen das Mädchen ein Jahr fortthun. Sie kommt ja nicht heraus aus dem Garten. Und weißt du, Hans, wenn ihr der Garten nun gar noch niedergeschlagen wird und beide in die Stadt ziehen müssen, dann wird sich der Professor gerade so schwer hineinschicken wie Verena. Sieben Jahre, die sie draußen gewohnt haben, ist eine lange Zeit. Da bleibt immer etwas von dem Ort in einem und wird einem lieb. Der Professor hat mich gefragt, ob ich ein Tännchen aus dem Garten haben will für Weihnachten, aber ich weiß ja nicht, ob du kommst und wenn du nicht kommst, wollen wir es lieber lassen. Ich hab dann vielleicht nicht so viel Heimweh nach dir als unter dem brennenden Christbaum. Wenn du nur kommen könntest! Aber nein, nicht daß du in der Winterkälte fährst, da du doch nicht ganz gesund bist. Geht es dir wirklich gut? Hast du Freunde und mußt du viel arbeiten? Wenn nur gut gekocht wird in dem Restaurant, wo du abonniert bist. Ich meine immer, sie können doch nicht so recht was kochen dort drüben. Morgen schickt Vater das Geld ab. Hast du gereicht oder soll ich noch etwas dazu legen, ich hab' noch etwas auf der Seite.



Stich:

Der Dorfdrechsler.
Originalzeichnung von Karl Liner, St. Gallen

Polygraphisches Institut, A.-G., Zürich

Sei nur brav, mein lieber, guter Bub, wir haben ja nur dich. Und der Vater ist so stolz auf dich, wenn er es auch nicht merken läßt. Wenn nur die Feiertage und das Jahr schon vorbei wären, dann kommst du doch bald zurück. In deinem Zimmer ist jeden Tag alles bereit für dich. Nur der Epheustock ist eingegangen. Ich war nicht schuld. Marie hat ihn umgeworfen und weil sie ihn dann zu schlecht wieder eingesetzt hat, so ist er abgestorben. Es wird nichts schlimmes bedeuten. Ich will nun schließen. Es ist schon spät und Vater kommt gerade nach Hause. Er lacht mich aus, weil ich wieder weine, aber ich weine ja nur, weil ich dich so lieb habe.

Leb' wohl, viele, viele Grüße und Küsse von deiner besorgten Mutter.

Hans hatte den Brief zu Ende gelesen. Langsam strich er das Papier glatt, legte es in Falten und schob es in die Brieftasche. All' das that er wie im Traum. Mit dem Briefe war die Heimat vor ihm auferstanden, im Herbstgold, so wie er sie vor wenigen Monaten verlassen hatte.

Als er in das Haus des Professors getreten war, um Abschied zu nehmen, hatte sich Berena vor ihm geflüchtet. Erst im Garten, auf dem Brücklein fand er sie. Die Arme auf das Geländer und das Kinn auf die Arme gestützt, stand sie und sah unentwegt in das Wasser, gleichgültig gegen die Schritte, die im Kastanienlaub des Weges rauschten. Und sie hatten gleichgültige Dinge besprochen, bis vom Hause her die Stimme des Vaters rief. Da hatte er gesagt:

„Es wird jetzt Zeit, ich muß jetzt gehen.“

Sie wollte tapfer erscheinen, sah über ihn hinweg in das Gebüsch und erwiderte:

„Ich wünsche Ihnen glückliche Reise.“

Er streckte die Hand aus:

„Berena.“

Da schlossen und öffneten sich ihre Lider ein paar mal hastig wie die Flügel eines Schmetterlings, der über einer Blume faltert und es war Hans gewesen, als glänzten die Wimpern feucht. Sie reichte ihm die Hand. Es zuckte in ihren Fingern.

„Also nach München. Da werden Sie viel neues erleben.“ Stockend hatte sie die Worte gesprochen, dann fuhr sie hastig fort: „Sie müssen gehen, adieu Hans.“

Ein krampfhafter Druck ihrer Hand und sie riß sich los und flog auf das Haus zu, mit dem fußfreien Kleide die herabgefallenen Blätter aufstörend.

Langsam folgte er ihr, verabschiedete sich von Professor Groll und verließ das Haus. Auf der Straße wandte er sich noch einmal. Da stand Berena am offenen Fenster in des Vaters Zimmer und hielt ein Tüchlein vor die Augen.

„Berena, liebe Berena,“ rief er hinauf und das Herz schlug ihm so stark. „Ich komme ja wieder.“

Aus dem Taschentuch hob sich ihr zartes Gesicht und sie antwortete: „Leb wohl — Hans!“

Dann trat sie in das Zimmer zurück und er sah sie nicht mehr.

Auf der von heimkehrenden Winzern belebten Straße, umdrängt von dem Duft gährender Trauben, war er erhobenen Hauptes heimwärts gegangen, Rhythmen und Reime im Ohr, wie stolz auf die innere Erregung des Augenblickes und den Schmerz, der ihn das Leben voller empfinden ließ. —

Ein heftiger Windstoß, der einen Hagelschauer an die Scheiben warf, hieß den Träumer aufschrecken. Verwirrt ermannte er sich und als er einen tiefen Atemzug that, reizte ihn der Husten wieder, der ihn hier in München gefaßt hielt. Er trat an das Fenster und versuchte hinauszusehen.

Schnee und Eiskörner trieben vor dem Wind, die Straße war leer von Menschen, nur aus der Theresienstraße herüber ertönte das rollende Geräusch der Pferdebahn und jetzt auch der helle Klang ihrer Schelle.

Hans erinnerte sich des Tages seiner Ankunft. Da hatte ihn die Pferdebahn bis an die Ecke der Amalienstraße gebracht. Hier war er auf gut Glück ausgestiegen und hatte sich auf die Suche nach einem Zimmer gemacht. Das Semester hatte noch nicht begonnen und an allen Dachkandeln klebten noch die Zettel, die die Wohnungsanzeigen enthielten. Der dritte Versuch, den Hans machte, glückte. Das Zimmer, der Preis und die Hausfrau, alle drei machten einen guten Eindruck und eine Stunde später war der Herr Kandidat eingezogen. Die Visitenkarte war an der Thüre befestigt, der Koffer hatte seinen Inhalt an Schrank und Waschkommode abgegeben.

Das war eigentlich der schönste Tag gewesen. Da hatte er sich selbständig gefühlt und das Gefühl, sich seine eigene Welt aufzubauen, so recht empfunden. Auf den trüben Oktobertag waren Regenwochen gefolgt, ein Wetter, so rauh und jäh an Umschlägen, wie es die oberrheinische Ebene nicht gekannt hatte. Und auf die Einrichtung und das Gefühl der Selbständigkeit waren schmerzmüde Stimmungen und die trockene Lehre der Kollegien gefolgt. Hans war von einem alten Schulfreund begrüßt worden, der ein Jahr vor ihm auf die Universität gekommen war. In aufblühender Gesundheit, ein farbiges Band über der Weste, eine frisch vernarbte Liefquart auf der glatten Wange hatte er sich auf Vielhards Bude begeben, um den Ankömmling zu pressen. Hans war zu einem Frühschoppen mitgegangen. Aber da kam er sich so alt und einsam vor, so fremd in den Kreisen jener, daß er Gott dankte, als er sich mit schwerem Kopf auf der Straße und bald darauf zu

Hause wieder fand. Allein war er fortan auf sich gestellt geblieben und hatte sich immer mehr auf Privatstudien geworfen. Manchmal packte ihn wohl der Drang nach dem Leben, das auf der Straße vorüberflutete, aber wenn er dann im Gedränge der Theaterstraße oder auf den Wegen des Englischen Gartens der geschminkten Lebenslust ins Antlitz sah, dann schüttelte ihn ein Grauen und er flüchtete auf sein Zimmer.

„Berena“, sprach er plötzlich vor sich hin auf die Scheibe, die sein Hauch beschlagen hatte. In tausend Verkleidungen lebte sie um ihn her, das Motiv seiner Träume. Aber seltsam, daß er sie sich auch jetzt wieder nicht recht vorstellen konnte, nicht deutlich so, wie er sie im Garten oder zu Hause gesehen hatte. Ihr Bild war verändert, undeutlicher geworden, aber dennoch hob die Erinnerung an sie seine Gefühle. Und jetzt wandte er sich und trat an den Tisch zurück.

Arbeiten, arbeiten, er wollte arbeiten. Er schlug die Hefte auf und bemühte sich das Stenogramm der französischen Lautlehre umzuschreiben. Aber aus den krausen Zeichen wuchs der Park auf, er sah die Mutter und den Vater. Und dann fiel ihm ein, daß Professor Groll krank sei.

Er legte die Hefte beiseite und nahm ein Buch, das Buch, das ihn fesselte wie eine Offenbarung, Turgenieffs „Väter und Söhne“. Er las nur wenige Seiten, die Fahrt Arkadis und Basaroffs nach der Heimat Basaroffs und ihre Ankunft. „Gniuscha, Gniuscha!“ wiederholte Hans laut, als er die Stelle las, die die Freude Arichas schildert, die den Sohn begrüßt. Und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Er riß das Taschenbuch aus der Rocktasche, zerrte den Brief seiner Mutter daraus hervor und las ihn noch einmal. Und die Stelle las er laut: „Ich meine immer, sie können doch nicht so recht was kochen dort drüben.“

Die Thränen quollen ihm in die Augen. Er stand vom Stuhl auf, ging durch das Zimmer und lehnte die Stirn wieder an die Scheibe. Der Wind hatte sich gelegt. Große, schwarze Flocken, die erst im Laternenchein die weiße Farbe annahmen, tauchten langsam, unzählig auf die Erde nieder. Und Hans flüsterte:

„Weihnachten, wenn ich nur heim könnt'!“

Das Feuer im Ofen fauchte wie ein Käzlein, auf dem Tisch lagen Bücher und Hefte unter der freundlich hellblinkenden Lampe.

Hans sah noch lange in das Gestöber der schwarzen Flocken, die aus der Höhe herabkamen.

Fünftes Kapitel.

Blendendweiß lag die Ludwigsstraße in der Winter-sonne. Unter den Hofschlitten, die soeben durch das

Siegestor auf die Schwabacher Landstraße hinausführen, erhob sich der gefrorene Schnee wie Staub und trieb im Nordwind dahin.

Aus dem Portal der Universität traten ein paar Nachzügler und eilten der Stadt zu. Die Weihnachtsferien hatten begonnen.

Hans war auf den Treppenstufen stehen geblieben. Eine Weile sah er den Schlitten nach, die schellenklingend über den Schnee schossen, dann wandte er sich und gieng die Ludwigsstraße hinunter. Nur noch wenige Tage und das Weihnachtsfest war da. In ihm war der Wunsch heimzufahren zum Begehren geworden und das körperliche Uebelbefinden hatte nicht zum geringsten Anteil an diesem Begehren. Der eisige Wind stach ihn wie mit Nadeln in den Nacken und schneller schritt er, um bald in die geschütztere Schellingstraße abzubiegen.

Er war so Schwermütig trotz der hellen Sonne und trug so schwer an dem Bewußtsein, daß er den ersten Schritt ins Leben fast strauchelnd gethan hatte. Ein junges Mädchen ging mit klappernden Schlittschuhen an ihm vorüber. Im Vorbeisichgehen kreuzten sich ihre Blicke. Da klopfte ihm plötzlich das Herz wieder stärker, der Mißmut verschwand und lebhafteren Geistes eilte er weiter. Als er zu Hause ankam, lag eine Postkarte von seinem Vater auf dem Tisch; sie enthielt nichts von Belang, es sei denn Grüße und Fragen nach Wohlergehen und Studium müßten dafür gelten.

Aber sie förderte das Heimverlangen in Lienharts Gedanken. Aufgeregt machte er sich über seinen Hefen zu thun, griff nach den litterarischen Zeitschriften, an denen er mit wachsender Befriedigung als Mitarbeiter sich beteiligte, aber jede Beschäftigung verdroß ihn und als er entdeckte, daß es ihm an Schreibpapier fehlte, schlüpfte er schnell wieder in den Mantel, drückte die Pelzmütze auf den Kopf und verließ das Haus. Er pffiff vor sich hin und die Hausfrau, die mit Eimer und Bürste auf der Treppe kniete, sagte freundlich, während er mit wenigen Sprüngen die feuchten Stufen nahm:

„Schau, schau, Herr Lienhart sind heut noch eins so aufgeweckt.“ Er lachte.

Auf der Straße hatte er schon vergessen, daß er sich Papier beschaffen wollte und wanderte aufs Geratewohl der innern Stadt zu. Erst links, dann rechts, die Theresienstraße hinunter. Hier wohnte der Arzt, den er neulich konsultiert hatte. Und plötzlich mußte er lächeln.

„Dies unser Klima ist nichts für Ihre Konstitution. Rheumatische Schmerzen, hm, hm, schon einmal an Gelenkrheumatismus gelegen — so. Wer unser Bier nicht mag, verträgt auch unsere Luft nicht.“

So hatte der alte Herr scherzend gesprochen und als Hans ihn sich vergegenwärtigte, wie er pffiffig flüsterte:



„Hier mögen Sie keins. Auch gut, aber seien's solid, junger Freund, seien's solid,“ da mußte er lächeln. Aber das Lächeln wurde zum bitteren Zucken, das in den Mundwinkeln nachzitterte. Und schon wieder wechselte seine Stimmung, bis ihm Turgenieffs Arkadi einfiel, an dem der Dichter den Gemütszustand der erwachten Jugend so eindringlich schildert. Er warf den Kopf zurück und bemühte sich um eine heitere Miene.

Er war in der Luisenstraße angekommen. Paul Heyse's Villa lag vor ihm. Vor wenigen Tagen hatte er den Dichter besucht und der Anfänger war von dem Meister freundlich empfangen worden. Aber er hatte in thörichtem Sinne sich mehr von diesem Besuche versprochen, als er billiger Weise erwarten konnte und erst später war ihm klar geworden, daß ein Gefühlsaustausch zwischen dem Jüngling und dem gereiften Mann unmöglich sei. Als er jetzt an der Gartenthür vorübergieng, schämte er sich seiner Naivität und beeilte unwillkürlich seine Schritte. Und von dem Besuche bei Paul Heyse sprangen seine Gedanken wieder auf die Gegenwart über und er entsann sich, daß er ausgegangen war, sich Schreibpapier zu kaufen. Schon schmerzten ihn auch die Kniee und hastig bog er links ab, durchschritt die Propyläen und wandte sich wieder der Amalienstraße zu, die er auch bald erreichte. Es war ihm beigegefallen, daß sich im Nachbarhause, dicht neben dem Gebäude, in dem er wohnte, eine kleine Papierhandlung befand. Er hatte sich einmal einen Briefumschlag von ungewöhnlich großem Format dort gekauft. Damals war ihm im Hinterstübchen über Kartons und Briefschachteln ein Fräulein zu Gesichte gekommen, das neugierig zu ihm herüberblickte. Ein rundliches Gesicht mit großen, dunklen Augen war es gewesen und er hatte die ältere Dame, die ihn bediente, beinahe darüber vergessen.

Das Bild nahm wieder Farbe an in seiner Erinnerung; er roch schon den Leim und das Papier und sah schon das Mädchen im Halbdunkel des Stübchens mit eifrigen Fingern die Hefte ordnen, während ihre Augen in der Dämmerung wie Sterne leuchteten.

Vor dem Laden stand er still. Es war spät am Nachmittag und in dem dunkeln Raum brannte schon das Gas. Er sah eine jugendliche Gestalt hinter der Theke und trat schnell entschlossen ein. Ein freundliches Lächeln und eine leise Röte belebten das Gesicht der Verkäuferin. Hans hatte das Mädchen wieder gefunden wie er es sich vorgestellt hatte, nur die Verbindungsthüre war geschlossen. Ueber der Betrachtung vergaß Hans sein Anliegen.

„Bitte schön, womit kann ich dienen?“ fragte das Fräulein und ihre rußbraunen Augen tauchten in die seinen.

„Ich hätte gern Schreibpapier, Quartformat.“

„Liniert?“

„Unliniert.“

Sie bückte sich und zog eine Schublade auf. Er sah die braunen Haare unter einem zarten Haarnetz gebündelt, sich über ihre Stirne kräuseln. Einen Augenblick suchte sie in der Schublade, dann schaute sie plötzlich auf und während ihr, da sie seinen forschenden Blick bemerkte, das Blut purpurn in die Wangen stieg, fragte sie mit leichtem, fast verlegenem Lächeln:

„Von dem nämlichen, wo Frau Kleber Ihnen leztthin geholt hat.“

„Sie kennen mich?“ fragte er überrascht und dabei war ihm, als hätte er auch sie schon länger gekannt.

„Sie sind der Zimmerherr von Frau Kleber. Wo werd' ich Sie nicht kennen,“ plauderte sie zutraulich.

Da lachte er leise auf und sagte:

„Gut, also von dem nämlichen, wo.“

Sie legte einen Stoß Papier auf den Ladentisch.

„Wie viel darf ich Ihnen geben?“

Wieder sah er die lieben braunen Augensterne vor sich, zärtlich umgeben von den dunklen Wimpern.

„So viel Sie wollen,“ antwortete er mechanisch.

Ein leises Lachen kam von ihren Lippen.

„Sie meinen, so viel Sie wollen.“

„Also für fünfzig Pfennige.“

„Für fünfzig Pfennige, das macht fünf Lagen oder fünfundzwanzig Bogen. Ist Ihnen das recht?“

„O wenn Sie mir's geben, ist mir alles recht,“ erwiderte er.

„Sind Sie auch so ein Galanter?“ sprach sie mit allerliebstem Spott, während sie das Papier abzählte.

Er schwieg einen Augenblick. Aber es war nicht Galanterie gewesen; sein entzündliches Herz, das so lang gefeiert hatte, war entbrannt. Und das lustige Strohfederlein hatte jener vermeintlichen Galanterie gerufen.

Sie schwiegen. Mit behenden Fingern schlang sie eine Schnur um das zierliche Paket, obwohl sie wußte, daß er dicht nebenan wohnte. Und da fragte er auch schon:

„Wie lange kennen Sie mich denn schon, Fräulein?“

„O, seit Sie nebenan wohnen,“ versetzte sie eifrig.

„Das ist freilich schon lang,“ scherzte er. Als sie ihn mit den großen, klaren Augen wieder ansah, wohl ohne zu wissen, wie berebt diese Augen waren, stieß er plötzlich in einem unbegreiflichen Anfall von Eifersucht hervor:

„Sie kennen wohl viele Studenten hier in der Nachbarschaft?“

„Ach nein,“ erwiderte sie unbefangen und schob ihm das Paket zu, „zu uns kommen auch nur die Kinder

aus der Volksschule oder die Knaben aus dem Maximiliansgymnasium."

"Da gehör' ich also eigentlich auch nicht hierher," sagte er und ein zärtlicher Klang war in seiner Stimme. Gleichzeitig reichte er ihr das Fünzigpfennigstück.

Sie war bei seinen Worten wieder rot geworden und als sie in ihrer Befangenheit das Geldstück auf der flachen Hand entgegennahm, glitt es zwischen ihren Fingern durch und rollte über den Tisch. Beide haschten darnach und beider Hände schlossen sich zu gleicher Zeit über dem Flüchtling. Einen Augenblick lagen ihre Hände ineinander, dann zog das Mädchen die seine zurück. Hans schob das Geldstück zu ihr hinüber. Ihre Brust hob sich voll und ihre Stimme zitterte, als sie leise „danke" sagte. Schon hatte Hans das Paket an sich genommen, da fragte er noch mit beklemmender Stimme:

"Wollen Sie mir nicht sagen, wie sie heißen? Ich bin ja Ihr Nachbar."

Und als sie schwieg, setzte er hinzu:

"Ich heiße Hans Vienthart."

"Frieda," hauchte sie und dabei huschte wieder das zutrauliche Lächeln um ihren Mund.

Hans sah jetzt, wie hübsch sie war mit den runden, roten Wangen und den zärtlichen Augen, eingesperrt unter Papier und Heiligenbildchen in dem kleinen Laden.

Um noch etwas zu sagen, fragte er: "Wie heißen Sie noch?"

"Der Laden gehört meiner Tante," antwortete sie ausweichend.

"Adieu, Fräulein Frieda." Er flüsterte den alltäglichen Gruß wie ein Geheimnis über den Ladentisch hinüber und legte die Hand auf die Thürklinke.

"Adieu, Herr Vienthart," erwiderte Frieda und trat hinter dem Tisch hervor, um hinter dem Käufer die Thüre zu schließen.

Sie standen dicht nebeneinander. Hans zögerte und das Mädchen fühlte, wie ihm heißer und heißer das Blut in die Wangen stieg. Da bot er ihr, die Klinke lassend, die Hand und wiederholte:

"Adieu — Frieda."

Sie erhob die Augen und da kam es über ihn wie ein Zwang. Er küßte sie rasch auf den Mund. Sie that keinen Laut, sondern tastete nur hastig nach dem Thürschloß und öffnete.



Sie sahen sich noch einmal an, dann schloß sich hinter ihm die Thür. Aber er spähte noch schnell durch das Auslagefenster, zwischen den Abreißkalendern und Heiligenbildern hindurch.

Da sah er sie an den Ladentisch gelehnt stehen, mit dem nämlichen zärtlichen Ausdruck in dem jugendlichen Gesicht. Er pochte leise an die Scheibe. Auf die Dauer eines Herzschlages wurde der glückliche Zug in ihrem Antlitz noch deutlicher sichtbar, während sie sich lauschend vorbeugte, dann atmete sie tief auf, strich sich hastig mit beiden Händen über Augen und Wangen und eilte in das Hinterstübchen.

Hans aber stieg in hastenden Gefühlen die Treppe zu seiner Wohnung hinauf und empfand den Pulsschlag des Lebens deutlich in seinem Herzen. Als er das weiße Papier auf dem Tisch ausbreitete, arbeitete bereits seine Phantasie und bald darauf saß er bei der Lampe am Schreibtisch und die Feder flog über die Bogen, die er im Lädchen gekauft hatte. Nur manchmal hielt er inne und dann sah er das Mädchen vor sich und spürte ihre Lippen wieder auf seinem Mund.

Plötzlich aber fuhr er auf.

"Berena."

Er hatte es halblaut gerufen. Ueber der Erzählung, die im Geiste vorbereitet, soeben in der gehobenen Stimmung aus der Feder auf das Papier floß, war ihm plötzlich der Gedanke an Berena wieder gekommen. Eine Zeit lang empfand er etwas wie Reue, dann verschmolz allmählich Berenas und Friedas Bild zu einem Wesen und einmal war ihm sogar,

als habe er nicht Frieda, sondern Berena geküßt. Und dann wollte er sich glauben machen als sei es so, und mit fieberheißen Wangen saß er wieder am Schreibtisch und schrieb an seiner Erzählung, in der zum ersten Male eine heitere Fabel und ein glückliches Ende vorgezeichnet war.

(Fortsetzung folgt).

